

# **Appenzeller Verlag**

# **Leseprobe**

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag  
[www.appenzellerverlag.ch](http://www.appenzellerverlag.ch)

MARKUS SOMM

# **CHRISTOPH BLOCHER**

DER KONSERVATIVE REVOLUTIONÄR

Appenzeller Verlag

## Porträt eines Unzeitgemässen

Am ruhigen Lauf der Schweizer Geschichte gemessen, muss der 12. Dezember 2007 als ein besonderes Ereignis gewertet werden. Selten nimmt die ausländische Presse Notiz, wenn in der Schweiz ein Bundesrat gewählt wird; so gut wie nie, wenn das Parlament einen bestätigt. Nun aber, da einer nicht wiedergewählt wurde, machte dies Schlagzeilen: «Beben in Bern», schrieb die <Süddeutsche Zeitung> in München, «Blocher oder nicht Blocher? In der Schweiz steht das Regierungssystem in Frage», hielt die <Frankfurter Allgemeine Zeitung> fest, «Blocher ousted from Swiss cabinet», meldete die <Financial Times>, und in Paris berichtete <Le Monde>: «Le populiste Christoph Blocher, vainqueur des élections, est éjecté du gouvernement suisse.» Selbst die <New York Times>, eine der wichtigsten Zeitungen Amerikas, brachte einen längeren Bericht ihres Korrespondenten: «Swiss Parliament Deals Setback to Leader of Far-Right Party».

Ausserordentliches hatte sich offenbar in diesem stabilen Land in der Mitte Europas zugetragen. Was hat Christoph Blocher ausgelöst, dass er den üblichen Gang der Schweizer Geschichte dermassen durcheinanderbrachte? Warum kam das Parlament davon ab zu tun, was es vorher mehr als hundert Jahre lang immer getan hatte?

Dass Blocher abgewählt worden war, hatte zweifellos damit zu tun, dass die SVP, die bald strahlende, bald selbstgefällige Wahlsiegerin, im unmittelbaren Vorfeld der Bundesratswahlen Fehler beging. Ebenso ist gewiss, dass Blocher als Bundesrat zwar eine gute Bilanz vorzuweisen hatte, dass er es aber versäumte, die Konkurrenz damit zu versöhnen – vor allem die übrigen Bürgerlichen.

Doch das waren gewöhnliche Anlässe, um etwas Ungewöhnliches zu tun. Eine Abwahl geschieht in der Schweiz so selten: Die Ursachen müssen tiefer liegen.

Seit fast zwei Jahrzehnten prägt Christoph Blocher die schweizerische Politik. Keinen Politiker kennt man besser, über keinen hat man mehr gelesen und gehört. Noch ein Jahr nach der Abwahl gelingt es nur ihm, so viel Aufmerksamkeit zu erregen. Anhänger strahlen, Gegner beben vor Zorn, wann immer von ihm die Rede ist. In der Schweiz ist das rar. Vielleicht war Gottlieb Duttweiler (1888–1962), der Gründer der Migros und einer eigenen Partei, dem Landesring der Unabhängigen, seinerzeit ähnlich bekannt.

Die Firma, inzwischen der grösste Detailhändler der Schweiz, ist geblieben, politisch hat Dutti, wie man ihn nannte, wenig hinterlassen. Den Landesring gibt es nicht mehr. Sicher beschäftigte Alfred Escher (1819–1882) das Land ebenso intensiv. Der Zürcher Staatsmann, Bankier und Eisenbahnunternehmer ist ohne Zweifel ein Titan für schweizerische Verhältnisse, der in einer kritischen Zeit den jungen Bundesstaat geformt hat. Als er zu mächtig schien, wurde er entmachteter. Man warf ihm Korruption vor, Vetterli-Wirtschaft, einen schroffen Charakter: Dinge, an die sich heute niemand mehr erinnert. Kaum war er tot, errichtete man ihm ein Denkmal.

Es sind seltene Exemplare in der Schweiz: Die Politiker, bei denen man den Eindruck erhält, sie schreiben Geschichte. Es ist ein gutes Zeichen für das Land, dass dem so ist. Unser besonderes politisches System, die halbdirekte Demokratie verbunden mit einem ausgeprägten Föderalismus, zerlegt politische Macht zuverlässig, wo immer sie sich anhäuft. Der Bundesrat funktioniert, selbst wenn nur Mittelmässige im Gremium sitzen. Das Parlament verabschiedet gute Gesetze, auch wenn gute Parlamentarier fehlen. Oft war es geradezu ein Segen, dass die Schweiz Magistraten hatte, die wenig erreichten. Visionen, Reformen oder Generalpläne wurden hierzulande meistens nicht umgesetzt, weil niemand dazu imstande war. Am Ende sagte das Volk nein. Mittlerweile hatten sich die gleichen Reformen im Ausland als wirkungslos oder schädlich erwiesen. Meistens fuhr die Schweiz gut damit, wenn sie viel zu spät ankam. Umso mehr erstaunt der Aufstieg Blochers. Das Land muss sich im Ausnahmezustand befunden haben, dass dieser Ausnahmepolitiker sich durchsetzte.

Blocher wurde 1992 zum beliebtesten und verhasstesten Politiker des Landes. Mehr oder weniger im Alleingang gelang es ihm, die Volksabstimmung über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum EWR zu gewinnen – gegen den Bundesrat, fast alle Parteien, Verbände und Medien, gegen die Wirtschaft und gegen die Gewerkschaften. Eine knappe Mehrheit lehnte den Beitritt zum europäischen Binnenmarkt ab, den besonders die Eliten für dringend notwendig gehalten hatten.

In einer Zeit, da viele davon ausgingen, dass sich die Schweiz stark verändern und neu orientieren müsse, um nicht den Anschluss an die Weltgeschichte zu verlieren, bestand Blocher mit einer irritierenden Sicherheit auf dem Hergebrachten. Es ging um den Sonderfall. 1989 fiel die Berliner Mauer, wenig später löste sich die Sowjetunion auf. Was seit dem Zweiten Weltkrieg auch die Geschicke der Schweiz bestimmt hatte: Der Ost-West-Gegensatz – er war buchstäblich in einer Nacht verschwunden. Der Schweiz hatte der Kalte Krieg ein glückliches Dasein zwischen den Blöcken ermög-

licht. Ein westliches, «kapitalistisches» Land zwar, aber neutral und unabhängig. Man pflegte die speziellste Demokratie der Welt und war zum reichsten Land aufgestiegen.

Beherrscht und verwaltet wurde das perfekte Land von einer Partei, die sich Freisinn nannte; offiziell hiess sie seit gut hundert Jahren Freisinnig-Demokratische Partei FDP. Deren Vorläufer hatte auch den liberalen Bundesstaat von 1848 gegründet. Die FDP war die Staatspartei: «Die Partei ist ein Mittel, um das Vaterland und die wahren Interessen des Ganzen zu erhalten», schrieb der Staatsrechtler Carl Hilty (1833–1909). Ihr Prestige war enorm. Denn die Schweiz war eine Erfolgsgeschichte, die sich die FDP selbst zuschrieb. Hielt man sich nicht zu Recht für einen Sonderfall? In so vielen Dingen verfuhr die Schweiz anders als die andern: eine direkte Demokratie und Minister (Bundesräte), die im Tram zur Arbeit fuhren, ein Milizsystem, das Unternehmer ins Parlament brachte, und eine sehr grosse Milizarmee mit Offizieren, die sonst die Chefetagen der Banken und grossen Unternehmen bevölkerten oder die Spitzenämter in der Verwaltung. Schliesslich ein Föderalismus, der in seiner Intensität skurril wirkte, und eine Neutralität, deren Ursprünge man weit zurück bis fast ins Mittelalter zurückführen zu können glaubte. Selbstverständlich war man das bürgerlichste Land des freien Westens.

Diese «alte Schweiz» stand 1992 zur Disposition. Zwar glaubten manche, die Annäherung an die Europäische Union sei nötig, um gerade einen Teil dieser alten Schweiz retten zu können, während andere das Ende des Sonderfalls längst herbeisehnten. Aber einig war man sich, dass vieles nicht mehr so bleiben konnte, wie es gewesen war. «Sie, liebe Schweizerinnen und Schweizer, blicken heute auf das Rütli, weil Sie wissen wollen, wohin wir aufbrechen», sagte 1991 Ulrich Bremi, der damalige freisinnige Nationalratspräsident aus dem Kanton Zürich. Zum ersten August, dem schweizerischen Nationalfeiertag, hielt er auf dem Rütli eine Rede. «Wohin brechen wir auf? Die Antwort kann nur lauten: Europa.» Blocher hörte von dieser Rede in den Radio-Nachrichten, als er im Auto fuhr. «Auch du, Brutus!», dachte er bei sich. In seinen Augen hatte sich Bremi soeben vom Sonderfall verabschiedet. Bremi ist ein Unternehmer, den er gut kennt und schätzt.

Zu Anfang der Neunzigerjahre schien es, als ob alles, was die Schweizer je mit Stolz erfüllt hatte, auf einmal nicht mehr galt: Unabhängigkeit? Eine Illusion. Neutralität? Ein Relikt. Sonderfall? Ein Mythos. In diese Ruinenlandschaft trat Christoph Blocher. Er war der einzige Politiker, der behauptete, keine Ruinen zu sehen, sondern bloss Hausbesitzer, die ihre Häuser

abreißen möchten, weil die Nachbarn auch renoviert hatten. Hätte sich damals mit Blocher nicht zufällig ein politisches Jahrhunderttalent präsentiert, das die FDP und die CVP von rechts herausfordern würde, vielleicht wären diese noch heute die führenden Parteien. Die Geschichte der Schweiz hätte einen anderen Lauf genommen.

Wider Willen wurde Blocher zum bürgerlichen Rebellen. Er sammelte im Lauf der Jahre all jene, die bei den anderen zwei bürgerlichen Parteien ihre politische Heimat verloren hatten. Sowohl der Freisinn als auch die Christdemokraten hatten plötzlich den EU-Beitritt propagiert. Den Sonderfall hielten sie für überholt – wie die Sozialdemokraten.

Damals ging man davon aus, dass Blocher die Verlierer für sich einnahm, die Ewiggestrigen und die Nostalgiker, die alten Menschen, die ihre Vergangenheit nicht verraten wollten, und die Rückwärtsgewandten, die vermeinten, das Unausweichliche aufhalten zu können. Bis 2000, so dachten viele, war die Schweiz Mitglied der Europäischen Union. Die überfällige Europäisierung und Normalisierung des Landes kam endlich in Gang. Man wähnte sich auf der richtigen Seite der Geschichte, während Blocher und seine Treichler, Schwinger und Jodler auf der falschen sitzen blieben. Er war konservativ. Nie und nimmer konnte daraus etwas Modernes entstehen.

Es kam anders. Blocher hat den Sonderfall um mindestens eine Generation verlängert. Von einem EU-Beitritt sprechen nicht mehr viele in der Schweiz, kaum einer hält ihn noch für realistisch, selbst wenn er ihn wünschte. Der scheinbar sichere Verlierer der Geschichte hat sich in dieser Frage durchgesetzt. Blocher ist zum Gewinner geworden.

Dabei verfuhr er wie ein Reformator: Er ging zurück, um am Ende verwundert festzustellen, dass er schneller vorwärts gekommen war als die andern. Er machte sich daran, die Scherben der alten Schweiz auszugraben, und setzte sie neu zusammen. Blocher hat den Sonderfall wiederhergestellt.

Dem Zürcher Politiker half, dass er ist, was er immer war: ein Bürgerlicher, ein Konservativer, wie es sie schon in den Achtzigerjahren in der Schweiz immer weniger gab, jedenfalls unter den Politikern. «Als Christoph Blocher als junger Nationalrat im Bundeshaus auftauchte», erinnert sich der langjährige Parteipräsident der SP, Helmut Hubacher, «sagten wir uns: Endlich wieder einmal ein richtiger Bürgerlicher, der dazu steht, und bei dem man weiss, woran man ist. Viele Bürgerliche glaubten ja gar nicht mehr, was sie sagten. Mit ihnen war schwer zu geschäften. Blocher wusste genau, woran er glaubte.»

Weltanschauung, dieser alte deutsche Begriff, der aus der Mode gekommen ist: Bei Blocher trifft er zu. Ideologien kommen und gehen, Weltanschauungen überdauern Stürme. Blochers konservative Lebensauffassung durchdringt seine Politik und renoviert sie gleichermassen. Man findet kaum eine Meinung, die er heute vertritt, die er nicht schon vor dreissig Jahren, ja fünfzig Jahren vertreten hätte. Dahinter steht zwar eine gewisse Sturheit, doch hat sich diese als Vorteil erwiesen in einer Zeit, in der vielen Leuten der Sinn für das Bewährte abhandengekommen ist. «Blocher weiss immer sehr schnell, wie er eine Sache beurteilen muss. Gemäss einem festen Wertesystem ordnet er alles ein. Das macht ihn äusserst berechenbar. Wir wussten meist schon im voraus, was er über diesen oder jenen Antrag denkt», sagt ein Chefbeamter.

Dass Blocher die Bilder des Berner Malers Albert Anker (1831–1910) sammelt, haben viele so gedeutet, als ob er die Schweiz wiederherstellen will, die Anker festgehalten hat: Ein bäuerliches, armes, aber zufriedenes Land auf dem Entwicklungsstand des 19. Jahrhunderts, wo tüchtige Menschen sich von morgens früh bis abends spät abrackern. Das ist ein Missverständnis. Blocher ist kein Romantiker. Aber er glaubt zu wissen, welche Traditionen den Kernbestand dieses Landes ausmachen: Unabhängigkeit, direkte Demokratie, Föderalismus, kleiner Staat und ein jederzeit abrufbares Misstrauen der einfachen Leute gegenüber Eliten und Entscheiden von oben.

Nicht Traditionalismus leitet ihn, sondern Erfahrung. Wie jeder Konservative geht Blocher vornehmlich als Empiriker vor. Was einige hundert Jahre überlebt hat, muss etwas taugen. Es sei denn, die Umstände ändern sich radikal. Selbst dann wartet der Konservative zunächst ab. «Den Unsicherheitszustand, der sich in unserem Land aufgebaut hat», sagte Blocher 1990, «versucht man dadurch zu lösen, dass man all die Werte, denen wir unser Entstehen und unser Bestehen verdanken, einfach fallenlässt. Für solch fahrlässiges Tun wird unser Land einen hohen Preis zu bezahlen haben. Aus der Geschichtslosigkeit des Denkens entsteht aber auch jene Hektik, die Denken und Handeln in unserer Gegenwart zu bestimmen scheint.»

Albert Anker malte häufig alte Menschen oder Kinder: Leute, die das Berufsleben hinter sich oder vor sich haben. Dennoch wirken sie immer beschäftigt. Arbeit ist omnipräsent. Die Kinder laufen in die Schule, erledigen Hausaufgaben oder betreuen ein jüngeres Geschwister; die Alten stricken und nähen oder ruhen sich aus und lesen die Zeitung: Die Anstrengungen eines arbeitsreichen Tages sind sichtbar. Es sind Menschen, die das

Leben nicht mehr gestalten oder noch nicht. Sie sind dem Leben so ausgeliefert, wie es sich ergibt. Alles, was sie tun, führen sie mit ernster Miene aus. Anker malt keine Ironiker und Zyniker; keine Virtuosen der Freizeit.

Damit widerspiegeln Ankers Bilder Blochers Weltanschauung – nur eben auf eine subtile Weise. Die Epoche wird nicht verklärt, sondern eine protestantische, genauer: calvinistische Lebensauffassung ausgedrückt. Blocher ist davon überzeugt, dass es so sein muss, wie es ist. Auch die Abwahl, die ihn weit mehr getroffen hat, als er zugeben mag, musste geschehen, sonst wäre sie nicht vorgefallen. Das Gegebene gilt es ernst zu nehmen, aber das ist kein Anlass zur Verzweiflung, sondern zur Zuversicht. Nichts verdeutlicht Blochers fröhlichen Konservatismus besser als der Satz, den Anker in seinen Massstab geritzt hat und den Blocher liebt: «Siehe, die Welt ist nicht verdammt!» Gerne referiert er über diesen Satz: Für ihn kommt alles gut.

Dabei redet Blocher selten über Gott. Fromme Menschen, «Stündeler» und «Pharisäer», die ihren Glauben vorzeigen, sind ihm zuwider. «Hüte dich vor den Frommen!», hat ihn sein Vater, ein reformierter Pfarrer, immer gewarnt. Dabei ist er religiös, geht zur Kirche, obwohl er dort, wie er sagt, meistens leidet, unter Predigten von Pfarrern, die ihren Beruf missverstehen. Predigten mit aktuellem Bezug, mit politischen Ermahnungen und gutgemeinten Analysen der Nöte der Dritten Welt hält er für verfehlt: «Die müssen mir nicht sagen, wie ich ein Unternehmen zu führen habe, das weiss ich. Aber was die göttliche Gnade bedeutet, wie ich die Bibel auszulegen habe, das weiss ich nicht.»

Man hat sich oft gewundert, wie dieser Mann, der seine Gegner dermassen heftig angreift und von ihnen so vehement bekämpft wird, der seit Jahren mit einer feindseligen Presse lebt und schwere Niederlagen wegstecken musste: Wie er das übersteht. «Siehe, die Welt ist nicht verdammt!» Diese religiöse Gewissheit macht ihn unverletzlicher als die meisten Politiker des späten 20. Jahrhunderts. Sie macht ihn aber auch verhasst.

Weil er seinen Glauben nie vor sich herträgt und viele seiner Anhänger ihn trotzdem spüren, ist er in konservativen Kreisen glaubwürdig. Er muss es nicht betonen. An seinen Veranstaltungen wird nicht darüber gesprochen, in Interviews selten danach gefragt: Dass er vier Kinder hat, seine Ehe glücklich ist, er selbst aus einer grossen Familie stammt (elf Kinder), dass er als mittelloser Pfarrerssohn zum Unternehmer aufgestiegen ist, dass er den Grundzügen des Lebens, die die Menschen jahrtausendlang geprägt haben, sich ebenso unterworfen hat, lässt ihn geerdet erscheinen. Die meisten Milliardäre mit Villa und Swimmingpool an der Zürcher Goldküste könnten solches nicht ausstrahlen.



Er stampft wie ein Bauer durch die Äcker, dabei wankt der Körper hin und her, und der Rücken wirkt gekrümmt, als hätte er sein Leben lang Kartoffelsäcke geschleppt. Wenn Christoph Blocher redet, wählt er konkrete Bilder und erzählt Geschichten, hin und wieder braucht er ein grobes Wort, was in der Schweiz selbst Akademiker häufig tun: «Huere Seich», «Dumme Siech». Gerne macht er Witze, und er lacht laut. Blocher hat die Rolle des Bauern nicht einstudiert. Der Pfarrerssohn, der in jungen Jahren eine Bauernlehre gemacht hat, erscheint auch echten Bauern, als wäre er einer von ihnen. In Ossingen, im Zürcher Weinland, wo er bei seinem Lehrmeister auf dem Hof lebte, erinnert man sich noch heute an den Knecht. Wenn er in der Molkerei auftauchte, um seine Milch abzuliefern, verwickelte er alle Anwesenden ins Gespräch, bald stand er im Mittelpunkt, ein «Schnurri», den man gerne sah. Es war immer lustig um ihn herum.

Zwar gehört die Schweiz zu den wenigen Ländern in Europa, die schon im 18. Jahrhundert Industriebetriebe besaßen und bald reich wurden, doch das Bäuerliche blieb Leitkultur. Wer in diesem Land als volkstümlich wirken will, tritt wie ein Bauer auf. Dass es Blocher tut, ohne sich anstrengen zu müssen, gehört zu den Geheimnissen seines Charismas.

«Ich bin ein Bauer», habe Blocher ihm einmal gesagt, erzählt Daniel Vasella, Verwaltungsratspräsident und CEO der Novartis, einer grossen Pharmafirma in Basel. Da habe er gelacht: «Was, du bist doch kein Bauer.» «Doch», beharrte Blocher, «ich habe das gelernt.» Für Blocher ist Bauer wahrscheinlich doch der einzige anständige Beruf. Wer mit seinen Händen im Boden kratzt, wer anpflanzt und Tiere züchtet, scheint dem Leben näher. Es sind zeitlose Gesetzmässigkeiten, denen sich die Bauern unterordnen. Dass es die Bauern selbst erst seit dem Neolithikum gibt, also etwa seit 10000 Jahren, ändert nichts an dieser Einschätzung.

Blochers Zuneigung zum gegenwärtigen SVP-Präsidenten Toni Brunner, vermutlich jenem Parteifreund, in dessen Nähe er sich am wohlsten fühlt, liegt auch daran, dass der Toggenburger ein Bauer ist. Ihm traut er vieles zu. Als Bauer ist er gewissermassen im Boden verwurzelt, auf dem alles steht, was überdauert.

Blochers Konservatismus geht weit über eine Ansammlung von altmodischen oder reaktionären oder egoistischen Vorstellungen hinaus – wie seine Gegner oft behaupteten. Sie haben deshalb nie richtig verstanden, warum so viele Leute ihm zustimmten. Seine Weltanschauung beruht auf Common Sense, auf Erfahrungswerten, wie sie die Geschichte lehrt: Das Leben ist hart, die Ressourcen knapp, Krieg wird es immer geben.

Über die 68er-Bewegung, die aus Blochers Sicht diese anthropologischen Grundlagen missachtet, schrieb er 1989: «Höchstes Gebot in allen Lebensbereichen wurde die Verminderung, ja wohl gar die Ausmerzung von Leiden aller Art: von körperlichen und seelischen Schmerzen, von Unlustgefühlen, Missstimmungen, «Frustrationen». Als «gut» im moralischen Sinn gilt immer mehr das, was einem Befriedigung verschafft. Es wuchs eine Generation heran, die einerseits immer höhere Anforderungen an die Leidensfreiheit und Vergnüglichkeit des Lebens stellte und andererseits in Bezug auf ihre seelisch-geistige Tragkraft immer schwächer wurde, für das Ertragen der allgemeinen «Lebensmühsal» immer weniger gerüstet war. Das Leben ist aber das Leben.» Wer im Markt bestehen will, muss sich dauernd an neue Verhältnisse anpassen, an neue Kundenbedürfnisse, neue Preise und neue Märkte. Er muss innovativ sein. Blocher selbst ist Unternehmer. Nach dem Jura-Studium begann er als Rechtsberater bei der EMS-Chemie, einem chemischen Grossbetrieb in Graubünden. Er wurde Manager und stieg auf. Schliesslich kaufte er die Firma und steigerte ihren Wert um ein Vielfaches. Insgesamt beschäftigte die EMS-Gruppe 2003 rund 3000 Mitarbeiter. Nachdem er in diesem Jahr zum Bundesrat gewählt worden war, übergab Blocher das börsenkotierte Unternehmen seinen vier Kindern.

Wie ist es möglich, dass ein solch konservativer Mann wie Blocher zu einem erfolgreichen Unternehmer wurde? Blühende Firmen erfinden sich eben nicht dauernd neu, sondern tun das, was sie gut können, immer besser. Nestlé verkauft seit mehr als hundert Jahren Süssigkeiten und Babymilch. Nie kam man auf die Idee, Computer herzustellen – was vielleicht als mutig gelobt worden wäre. Wer eine Neuerung macht, wagt meistens kleine kalkulierte Schritte, die nicht weit weg vom bisherigen Weg führen. Manchmal ziehen sie unabsehbare Folgen nach sich. Die Revolution erkennt man jeweils erst hinterher. Das zeigt die Geschichte des Nespresso-Kapseln-Systems, das nicht bloss die Kaffee-Maschinen-Industrie revolutionierte, sondern den grössten Nahrungsmittel-Konzern der Welt in ein völlig neues Geschäftsfeld verschlug. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte betreibt Nestlé jetzt eigene Verkaufsläden.

Der Markt zwingt den Unternehmer, sich dauernd mit neuen Begebenheiten auseinanderzusetzen. Er gibt sich nicht der Illusion hin, die Spielregeln ändern zu können. Er neigt daher zum Wertkonservativen; Utopien liegen ihm fern.

Die Konzentration auf Kernkompetenzen bedeutet keineswegs, dass man blind an allem festhält, bis die Firma untergegangen ist. Im Gegenteil

erlaubt das Bewusstsein für die eigenen Stärken, in turbulenten Zeiten das Kostbare vom Überflüssigen zu trennen: Abzustossen, was sich erledigt hat, um zu retten, was etwas taugt. Als Blocher erkannte, dass die Massenproduktion von Teppichfasern in Graubünden nicht mehr rentabel zu betreiben war, gab er sie mitleidslos auf. Zwei Mal stellte er die gesamte Produktion in Ems auf den Kopf.

Seine konservative Haltung hinderte Blocher nie daran, die Organisationen, die er führte, einem permanenten Anpassungsdruck zu unterwerfen. Und zwar nicht nur seine Firma, die EMS-Chemie. Auch seine Partei, die Zürcher SVP, baute er seit 1977 zur effizientesten politischen Maschine des Landes um, indem er sie entschlossener modernisierte als die Konkurrenz. Professionelle Mitgliederwerbung, generalstabsmässig geplante Veranstaltungen, wirkungsvolle Plakate, Dauerwahlkampf, intensive Schulung und von Wissenschaftlern hergestelltes Grundlagenmaterial: In allen diesen Dingen bediente sich Blocher der neuesten Methoden und der besten Leute. Obwohl er unfähig ist, einen Computer zu bedienen, weil ihn das nicht interessiert, war er einer der ersten Politiker, die auf ihrer Homepage Blogs und Chats einrichteten.

In vielen Fragen kann man Blocher heute auch als Neoliberalen bezeichnen. Doch seine wirtschaftsliberalen Auffassungen hat er als Unternehmer gelernt, oder sie sind ihm von Ökonomen und Bankiers wie Martin Ebner oder Kurt Schiltknecht vermittelt worden, zwei engen Vertrauten. Christoph Blocher ist ein gelernter Liberaler, geboren wurde er als Konservativer.

Rebellen haben es gewöhnlich schwer in der einst rebellischen Eidgenossenschaft. Ohne Frage ist Blocher eine aussergewöhnliche Persönlichkeit. Er vereinigt Eigenschaften, die manche als typisch schweizerisch bezeichnen würden: Er ist konservativ, bäurisch, bodenständig. Er macht keinen Unterschied, ob er mit einem Generaldirektor redet oder mit einem Metzgermeister oder einer Hausfrau. Sein Gebaren ist demokratisch, sein Humor ansteckend. Kein glänzender Redner, bringt er viele dazu, ihm gerne zuzuhören. Sein Charisma könnte schweizerischer nicht sein. Wie ein Dorfkönig, wie es sie seit Jahrhunderten in diesem Land gab, herrschte er über die Seinen, und er war im Begriff, die Schweiz zu seinem Dorf zu machen.

Am Mittwochmorgen, dem 12. Dezember 2007, kurz nachdem Blocher abgewählt worden war, trat ein entspannter Daniel Vischer aus dem Ratsaal in die Wandelhalle im Bundeshaus. Der Zürcher ist grüner Nationalrat. «Blocher ist vorbei», sagte er – ernst und ohne Triumph. Er stand mit seiner

Einschätzung nicht allein. Selten sah man Blochers zahlreiche Gegner so aufgeräumt und fröhlich wie an jenem Tag. Die strenge Christine Goll, eine Sozialdemokratin aus Zürich, hüpfte durch die Korridore, als wären schwere Lasten von ihr gefallen. Selten wirkte das Gesicht ihres Bündner Parteikollegen Andrea Hämmerle so knitterfrei. Es schien, als ob sie von einem bösen Traum, der sie jahrelang verfolgt hatte, erlöst worden wären.

Ein Jahr später nominierte die Zürcher SVP Blocher erneut für den Bundesrat. Ein Jahr nach der Abwahl war der Politiker immer noch die Persönlichkeit, die das Land am meisten umtrieb.

Ob sich Blochers politische Karriere, die durch die Abwahl zweifellos unterbrochen worden ist, dem Ende zuneigt, ist schwer abzuschätzen. Es wirkt nicht so. Blocher selbst hält sich jedenfalls nicht für pensioniert. Viele, die seine Abwahl begrüsst hatten, gingen davon aus, dass damit der «Spuk» vorbei sei, wie dies einmal ein christdemokratischer Politiker ausdrückte. Aus der Ära Blocher, so hofften sie, würde endlich eine Episode werden. Sie dürften sich irren.

Denn Blocher steht nicht für sich allein als Person. Dass die SVP nach seiner Entfernung aus dem Bundesrat lange Zeit wie betäubt wankte, täuscht darüber hinweg, woher diese Partei ihre Kraft bezieht. Entgegen der weitverbreiteten Meinung, Blocher habe mit seinem grossen politischen Talent und seinen schier unermesslichen finanziellen Möglichkeiten eine Partei aus dem Boden gestampft, die nach seinem Abgang wieder eingeht, ist Blocher nur so mächtig geworden, weil er eine konservative Strömung in grossen Teilen der Schweizer Bevölkerung aufgespürt und ihr Ausdruck verliehen hat.

Er brachte eine konservative Revolution in Gang.